Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 13

Artikel: Im Nebel [Fortsetzung]
Autor: Litten, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573700

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Blütenschänder am Marterpfahl. Originalzeichnung von E. Kreidolf.

Im Nebel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **R. Litten**, Berlin.

(Fortsetzung).

„Jetzt ist diese Schwäche vorüber; ich freue mich der Einsamkeit, suche sie sogar. Gibt es denn auch etwas Wonnigeres wie so allein durch den schweigenden Hochwald zu wandern, nichts weiter zu hören wie den Schall der eigenen Schritte auf felsigem Gestein, verlorenes Heerdenläuten von den Matten her, das heimliche Rauschen eines Bergquells, dumpfen Lawinendonner und ab und zu, wie tröstlichen Zuspruch, den Ton eines Kirchenglöckleins aus der Tiefe? Und dann, wenn man so einherschreitet, umsponnen von Waldeszauber, der alles Sehnen und Wünschen, alle Schmerzen in Schlummer lullt, wie das Wiegenlied der Mutter ein krankes Kind, dann plötzlich öffnet sich der dunkle Wald über einer breiten Schlucht, die einst ein tosender Bergstrom gerissen, derselbe vielleicht, der jetzt wie ein munteres Kind von Stein zu Stein springt, und der entzückte Blick schweift hinüber zu den Wächtern der Ewigkeit, zu den Bergriesen mit den Schneekronen auf den Scheiteln, in Mänteln, gewoben aus grünen Matten, verbrämt mit dunklen Wäldern, den Fuß umspült vom glitzernden blaugrünen Wasser des herrlichen Thuner Sees. — Oft, wenn ich an solch' einen Aussichtspunkt komme, gedenke ich deiner, Heinz, mit welchem Entzücken deine Augen das Bild erfassen würden. Willst du nicht herkommen, Heinz? — — Ich meine natürlich später, wenn ich nicht mehr hier bin, auf deiner Hochzeitsreise vielleicht. — —

Ich bin auch schon weiter wie bis zum Känzli oder Waldbrand, so nennen sich meine gewöhnlichen Wanderziele, gekommen, bis hinauf zur Burgfeldalp, dorthin, wo dicht neben Eis und Schnee der Enzian seine tiefblauen Augen aufschlägt. Ich war aber nicht allein — verzeih', Heinz, aber es war mir soeben, als sähest du mich besorgt mit deinen guten Augen an — eine junge Dame, mit der ich hier des Oefteren zusammenkomme, war mit mir. Dies Entzücken, als wir immer höher kamen, die Luft immer reiner, immer leichter wurde, der Blick immer ungehinderter in die Weite schweifte, und plötzlich vor uns, um uns Busch an Busch von roten Alpenrosen blühte. Wir jauchzten wie die Kinder und hatten im Nu die schönsten Sträuße an Hut, Gürtel und Alpstock, kurz überall, wo der herrliche Schmuck nur anzubringen war. Und dann klimmten wir noch höher, dorthin, wo fremde, wunderlieblich blühende Flechten die starren Felsenblöcke bekleiden, wo der Enzian im kurzen Grase blaut, wo es Schluchten gibt, die der Sonne Strahl nicht trifft, auf die der Winter ungestört seine starre Hand legen darf. Auf einer solchen Eisfläche tanzte meine junge Gefährtin im Schmucke ihrer Alpenrosen jubelnd umher, der lachende Frühling, der des Winters spottet; ich saß unweit davon, am Rande einer zweiten, kühlte meine heiße Stirn mit einer Hand voll körnigen Schnees und träumte vor mich hin. Wovon es gewesen, weiß ich nicht mehr, nur daß ich plötzlich weinen mußte, wie wohl nie in meinem Leben, und Fräulein Else, als sie sich wieder zu mir gesellte, mich so erschreckend bleich fand, daß sie Rast und Erquickung in der nahen Sennhütte unerläßlich für mich hielt. Was weiß solch junges glückliches Geschöpf davon, daß auch die Seele müde und hungerig sein kann, viel mehr noch wie der Körper? Uebrigens bedeutete dieser Besuch in der Sennhütte eine zerstörte Illusion für uns beide. Weißt du, Heinz, ich hatte mir eine solche doch immer höchst poetisch gedacht: einen schmucken Hirten in malerischer Tracht, die Zither womöglich im Bereiche seiner Hand, und um ihn herum auch alles schmuck und malerisch. Hilf Himmel, sah unser Chrischti — zu diesem Namen bekannte sich der Senn — aber aus, und wie paßten die environs zu ihm. Das einzig Saubere, was unsere

staunenden Augen zu sehen bekamen, war ein schneeweißes Leinentuch, mit dem der junge Hirt zum Abschied sorglich unsere Stiefel, die gar zu sichtbare Spuren unserer Visite trugen, abwischte. Aber nein, ich thue dem braven Chrischti Unrecht, die köstliche Milch war in tadellos sauberen Holzgefässen, und schmeckte herrlich. Auch das Vieh, die Ware, wie der Hüter es bezeichnet, war vortrefflich gehalten und wurde gebührend von uns bewundert, ein Tribut, über den Chrischti mit so breitem Grinsen quittierte, daß man ihm deutlich anmerkte, wie identisch er sich mit den Breitgestirnten fühlt. Ueberhaupt haben nicht nur unsere vier Füße bedeutenden Eindruck in der Sennhütte hervorgebracht, sondern unsere holde Weiblichkeit ganz und gar. Wenigstens schickte uns der Hirt, als wir ihn nach einer halben Stunde verließen, einen Jodler nach, dessen jauchzender Klang — zu Chrischtis Ehre nehme ich es an — nicht nur unserm klingenden Händedruck allein galt. — Volle acht Stunden waren wir unterwegs gewesen, und als ich endlich im Hôtel Blümlisalp anlangte — meine Wandergenossin wohnt mit ihrer liebenswürdigen Mutter und Großmutter in einem andern Gasthause — und freigebig von meinem Blumenreichtum abgab, wurde ich von allen Seiten herzlich, wie nach langer Abwesenheit, begrüßt. Am herzlichsten aber von meinem Tischnachbarn, einem Franzosen, der, seit ich hier auftauchte, mein Ritter sans peur et sans reproche ist. Was meinst du, Heinz, wenn du mich als madame de Duvivier wiedersiehst? Der Herr dieses Namens ist interessant, liebenswürdig und chevaleresk, wie nur ein gebildeter Franzose es sein kann, und scheint diese Allianz zwischen Deutschland und Frankreich sehr zu wünschen. Nun, ich habe ja Zeit, die Sache in Erwägung zu ziehen; vorläufig bleibe ich noch in diesem Paradiese, und daß der Adam, alias Gaston de Duvivier, es früher verläßt, wie ich, ist meinen Erfahrungen nach, ziemlich ausgeschlossen. — Die sonstige Tafelrunde hier ist, wie wohl überall auf den Kurplätzen dieses gottgesegneten Landes, vollständig international. Mir gegenüber an der table d'hôte sitzt ein englisches Ehepaar, augenscheinlich Hochzeitsreisende. Er groß, steif, mit glattem, an der Seite gescheiteltem Blondhaar, klaren Blauaugen und rötlichem hängendem Schnurrbart, sie mager und knochig, mit erschreckend großen Händen und Füßen. Aber wenn der Gatte mit echt britischer Ungenierrheit mit ihr flüstert, sie my darling, my own nennt, dann erröten die bleichen Wangen; zwei reizende Grübchen werden darin sichtbar, die mattblauen Augen strahlen, kurz, das reizlose, längst nicht mehr jugendfrische Weibchen wird dann mit einem Male jung und schön. Gestern sind sie abgereist, und ich freue mich darüber, ich mochte das Gegirre nicht ansehen, es machte mich nervös. Freilich ist das Brautpaar, das nun den Platz einnimmt, um nichts besser. Es ist mit einer behäbigen Mama von Bern heraufgekommen, und wenn ich auch von seinem Schwyzerdütsch ungefähr so viel verstehe, als wäre es chaldäisch, so ist doch das: „Mein Schätzeli! Mein Lieseli!" womit der junge Mann die Erwählte seines Herzens bezeichnet, so eindringlich, daß man es nicht mißverstehen kann.

Mein Schätzeli! Mein Lieseli! Wie das klingt! Wie herzig, wie lieb! Ich wünsche, auch mich riefe jemand so — eine Mutter, die dabei mit sanfter Hand meine Wange streichelt.

Aber glaube nur ja nicht, Heinrich, daß ich oft dergleichen sentimentale Anwandlungen habe. Nein, ich bin für gewöhnlich sehr glücklich hier und freue mich meines Lebens, wie ja auch du es thust. Die Erde ist ja auch viel zu schön, als daß man auf ihr trauern sollte. Ich, Freifräulein, wie ich jetzt bin, habe ja auch nicht den geringsten Anlaß dazu. — Nun aber endlich adieu, lieber Heinz! Ich hoffe, diese Riese-Epistel raubt dir nicht eine Stunde, die du gern besser ausgefüllt hättest, und sollte es dennoch der Fall sein, zürne mir, bitte, darum nicht. Ich verriet dir schon, daß ich Plauderlaune hatte, und du weißt, außer dir habe ich wenige Bekannte, die ich unter einer solchen leiden lassen könnte. Wenn du mir erst bestätigst, was mich deine Zeilen bisher nur ahnen ließen, gewöhne ich mir natürlich diesen Egoismus dir gegenüber ab. — Mit dieser tröstlichen Versicherung, deine Freundin Elisabeth Harden.

P. S. Das Vergißmeinnicht, das ich auf der Burgfeldalp gepflückt, lege ich diesem Briefe als Beweis bei, daß das Blümchen auch in solcher Höhe gedeiht. Nochmals Lebewohl!"

Die Schreiberin hatte ihren Brief in fieberhafter Eile beendet. Nun, ohne die Blätter noch einmal durchzusehen, kouvertierte sie das Schreiben und trug es, die brennende Kerze in der Hand, hinunter zu dem Briefkasten, der im untern Korridor angebracht war. Von dort wurde der Brief morgen in der Frühe zum Bahnhof der Drahtseilbahn gebracht; einen Tag später war er in Heinz' Händen.

Als Elisabeth wieder ihr Zimmer betrat, atmete sie tief auf und begab sich eilends zur Ruhe. Sie war todmüde, aber ehe der bleierne Schlaf der Erschöpfung sich auf ihre Lieder senkte, murmelte sie noch: „Gottlob, wenigstens ahnt er nun nicht, wie furchtbar ich leide!"

Daß in dem eben geschriebenen Briefe ihre Seele, ihre stolze, gefolterte, zärtliche Seele, aller Hüllen entkleidet, nackt und bloß vor den Augen des Lesers lag, ahnte sie nicht, ebensowenig wie, daß gar mancher der brennenden Tropfen, der sich beim Schreiben in ihre

Augen gedrängt, auf das Papier gefallen war und ihre Schriftzüge verwischt hatte.

Es war drei Tage später, in der fünften Nachmittagsstunde, als Fräulein Harden im kurzen Lodenkleid, den Bergstock in der Hand, aus dem Hotel trat und den Wald hinanklimmte, der unmittelbar hinter dem Hause bergan stieg. Es hatte geregnet; die Berge trugen noch Nebelkappen; aber nun, wo ab und zu ein Stückchen Himmelbläue zwischen dem grauen Gewölk sichtbar wurde, duldete es Elisabeth nicht länger im Hause. Sie konnte nicht gleich den andern Damen handarbeitend und plaudernd im Salon sitzen; des kleinen Beowulfs Ansichten über Melancholie, die er mit tiefernstem Ausdruck, der zu seinem pausbäckigen Baby-Gesicht unwiderstehlich komisch wirkte, vortrug, amüsierten sie heute nicht, und die mütterlich besorgten Blicke, mit denen die alte Exzellenz sie verstohlen betrachtete, peinigten sie fast ebenso, wie die galanten Phrasen, mit denen ihr Tischnachbar sie heute an der Mittagstafel überschüttete. Mit einer weißen Rose hatte er sie verglichen, mit einem Marmorbild, mais l'ouvrage d'un maître naturellement; selbst bis zur Gletscherjungfrau hatte sich seine Phantasie verstiegen.

Mein Gott, sah man es ihr denn wirklich so deutlich an, wie namenlos sie litt, stand es denn für jeden lesbar auf ihrem Gesicht geschrieben, wie die brennende Sehnsucht nach dem verlorenen Geliebten sie Tag und Nacht folterte? So wenig verstand sie sich zu beherrschen? So schwach war sie? Der einsamen Wanderin stieg die Röte der Scham brennend ins Gesicht. Ja, sie war schwach, unsäglich schwach! Wie viele Briefe hatte sie in den letzten Tagen an Heinz geschrieben, Briefe, in denen jedes Wort ein Sehnsuchtsschrei war; wie hatte sie sich gedemütigt; wie ihn gebeten, sie wieder an sein Herz zu nehmen, da sie nicht leben könne ohne ihn und seine Liebe. Freilich abgeschickt waren diese Briefe nicht worden, soviel Besinnung war ihr doch noch verblieben. Nein, nein, sein Mitleid wollte sie nicht anrufen; nicht aus Mitleid sollte er zu ihr zurückkehren!

Sie blieb stehen und stieß den Bergstock fest zwischen das steinige Geröll des Weges. „Nein," sagte sie dabei mit harter Stimme, ungeachtet der heißen Thränen, die ihr bleiches Gesicht überrieselten, „eher sterbe ich!"

Sie war im hastigen Wandern aus dem Walde heraus auf einen Höhenpfad, „den oberen Kirchweg" gelangt und ließ sich nun zu kurzer Rast auf ein Bänkchen nieder, von welchem sie schon oft einen herrlichen Ausblick genossen. Heute war es ein wunderbares, unbeschreiblich schönes Schauspiel, das sich ihren Blicken bot. In der Tiefe, auf der Wasserfläche des Thuner Sees schwebte, in graue Nebel gehüllt, eine Nixenschaar. Wie das wogte und wallte, sich haschte und in phantastischem Tanze durcheinanderwirbelte, wie es sich aus dem Reigen löste, hoch und höher schwebte, den Bergriesen, die in majestätischer Ruhe auf sie herabschauten, graue Schleier um die Schneehäupter wand und die wolkige Schleppe als Gürtel um die nackte Felsenbrust legte. Und immer neue Schaaren entstiegen dem Wasser, reckten und dehnten sich, verschlangen und lösten sich im Zauberreigen, bis sie plötzlich, des tollen Spieles müde, auseinanderstoben. Hier zerriß ein Nixengewand, dort zerflatterte ein Schleier; eine grüne Matte lugte dazwischen hervor, ein dunkler Wald; die Fenster einer Sennhütte blitzten wie Edelsteine auf, und unten am Ufer des Sees schimmerten die roten Dächer eines Dörfchens, anzuschauen, wie ein Strauß roter Blumen, die eines Kindes Hand achtlos zerstreut.

Elisabeth hatte mit entzückten Blicken das herrliche Schauspiel in sich aufgenommen; nun erhob sie sich, erfrischt an Leib und Seele, schritt weiter und war bald im dichten Hochwald, wo sie auf steinigem, oft steilem Pfade ihrem Lieblingsplätzchen, dem Känzli, zustrebte. Es war so still unter den alten Fichten, die dunkel zum Himmel ragten; nur ab und zu rief mit klagendem Laut ein Vöglein, und ein Bergquell bahnte sich mit heimlichem Rauschen seinen Weg zur Tiefe. Der Waldesfrieden umfing die einsame Wanderin und legte die Hand auf ihr zuckendes Herz, bis es still und wunschlos wurde. Fortan wollte sie ihr Leid ruhig und ohne Klage tragen. Den Armen und Unglücklichen sollte ihr Dasein gehören, und glücklich wollte sie sein, wenn ab und zu die Kunde in ihr einsames Leben dränge, daß ihr Opfer nicht umsonst gewesen, daß Heinz' Dasein durch Liebe und Ruhm verherrlicht sei. Ihr blieb ja doch das Paradies, aus dem kein Engel mit feurigem Schwerte sie vertreiben konnte: die Erinnerung.

So war sie, umsponnen von ihren Träumen, immer weiter gekommen und schaute erst überrascht auf, als der Weg steil bergan ging, und der Felsvorsprung, das Känzli, vor ihr lag. Jetzt noch rasch die Holzstufen hinauf, einen Blick ins Thal und dann heimwärts. Sie war am Ziel und schrak zusammen. Sonst hatte sie von dieser Stelle aus die Alpenkönige gegrüßt; aus der Tiefe hatte der blaue Thuner See geblinkt, Interlaken, das Lauterbrunnenthal mit der sich silbern hindurchschlängelnden Lütschine war sichtbar gewesen. Nun nichts von alledem, alles grau in grau. Die Nebel hatten sich wieder zusammengeballt; eine dichte, undurchdringliche graue Wand verbarg alles Leben hinter sich. Und jetzt merkte Elisabeth erst, wie dunkel es geworden, wie schwer und dick die Luft um sie herum. Aber sie mußte zurück; es gab kein Zaudern. Sie zog ihre Uhr aus dem Gürtel. Hilf Himmel, so spät schon? Sie hatte in ihren wachen Träumen nicht der Zeit geachtet. Halb acht Uhr war es

bereits. Und sie allein im dunkeln, jetzt so unheimlichen Walde! Elisabeth fühlte, wie es ihr eiskalt über den Rücken lief; aber sie bezwang sich und trat, den Bergstock vorsichtig gebrauchend, den Rückweg an. Sie war ja so oft diesen Weg gegangen; sie kannte jede Biegung desselben. Aber dann war es immer hell gewesen, und jetzt erschienen Bäume und Sträucher schemenhaft; wie drohende Gespenster standen sie da, und der Weg, der schmale, oft mit Felsblöcken übersäte Weg, der dicht an steilen Abhängen und tiefen Schluchten vorüberführte, wurde immer undeutlicher. Und jetzt fielen einzelne große Tropfen; bald regnete es in Strömen.

„Wenn ich nun auf den schlüpfrigen Steinen ausgleite," schoß es Elisabeth fiebernd durch das Hirn, „nur einen unvorsichtigen Schritt mache, liege ich zerschmettert im Grunde, und alles wäre vorbei. Solch' Tod soll nicht schwer sein; der Stürzende ist bereits besinnungslos, wenn er in der Tiefe anlangt." „Nein, nein!" — sie schauerte nervös zusammen und lehnte sich einen Augenblick an die feuchte Felswand, die den Weg zu ihrer Rechten begrenzte, — „nicht so möchte ich sterben!"

Schritt für Schritt, den Blick am Boden, gieng sie weiter. Ihr Herz klopfte, als wolle es ihr die Brust zersprengen, der Schweiß rann ihr vom Gesicht; wollte denn der Weg heute nie ein Ende nehmen? Und dabei wurde der Nebel immer dichter, rieselte der Regen immer stärker. Die Umrisse der Bäume, der Felsen, die ab und zu in den Weg hineinragten, verschwammen immer mehr, nahmen immer gespenstigere Formen an. Stand dort, ein paar Schritte von ihr entfernt, nicht ein Mensch, ein riesenhafter Mensch, und erhob drohend den Arm gegen sie? Elisabeth schrie laut auf, zwang aber gleich darauf ein Lächeln auf ihre bleichen Lippen. Wie konnte sie nur vor einem Baum so erschrecken, überhaupt so kindisch furchtsam sein? Wie oft hatte sie diesen Weg gemacht, und nie hatte sie auch nur das leiseste Furchtgefühl beschlichen. Wenn sie nur vorsichtig ihre Schritte lenkte, konnte ihr ja auch heute nichts Schlimmes geschehen. Noch eine halbe Stunde, eine ganze höchstens, und sie war ja aus dem unheimlichen Walde heraus. Dann war sie bald unter Dach und Fach, und würde über ihre kindische Furcht lächeln. Vorwärts also, mutig vorwärts! Sie ging wieder weiter, Schritt für Schritt; doch plötzlich blieb sie stehen, mit der Rechten in das feuchte Geäst eines Baumes greifend. Klang es da nicht wie von Schritten, raschen, sich ihr nähernden Männerschritten? Eine lähmende Angst überfiel sie. Vielleicht war es ein Vagabund, der sie dem Walde hatte zuschreiten sehen und ihr gefolgt war, um sie zu berauben? Ein einziger Stoß, und sie lag zerschmettert im Abgrund. Und Furcht vor Entdeckung brauchte der Räuber nicht zu haben; jeder würde glauben, daß sie im Nebel verunglückt. Aber nein, derartiges lichtscheues Gesindel gab es hier nicht; man war ja nirgends sicherer wie hier oben in den Bergen. Aber vielleicht war es ein Cretin, wie sie deren schon manche hier erblickt. Auch der Alphornbläser, der am Ende des Dorfes in seiner verfallenen Hütte hauste, war ein solcher; sein häßliches Idiotengesicht mit dem furchtbar blöden Lächeln stand ihr deutlich vor Augen. Erst am gestrigen Tage war sie an ihm vorübergegangen, und — es fiel ihr jetzt schwer aufs Herz — sie hatte ihm mit der Faust gedroht, weil sie bemerkt, wie grausam er eines seiner elenden Kinder geschlagen. Sie besann sich genau, wie böse seine kleinen heimtückischen Augen sie angeblitzt, wie sein zahnloser geifernder Mund unverständliche Worte gemurmelt. Wenn er sie gesehen, ihr gefolgt wäre! Derartige Unglückliche sollen so rachsüchtig sein.

Die eiligen Schritte kamen näher; eine wahnsinnige Angst packte das Mädchen, und ohne zu wissen, was es that, schrie es laut auf. „Heinz! Heinz!" klang es gellend durch den stillen Wald.

Doch was war das? — Rief es da nicht jauchzend zurück: „Hier! Lisel, Lisel, ich komme!?"

Elisabeth griff fester in das Gezweig, ungeachtet des Tropfenschauers, der sie überschüttete. War sie denn vor Angst wahnsinnig geworden? Hatte sie nicht soeben Heinz' Stimme zu hören geglaubt? So stand sie regungslos da und starrte mit irrem Lächeln auf einen Mann, der mit wenigen, raschen Schritten bei ihr war und sie mit starken Armen leidenschaftlich an seine heftig arbeitende Brust preßte.

„Habe ich die kleine Ausreißerin endlich?" sprach es dabei dicht an ihrem Ohr mit seltsam schwankender Stimme.

Sie schlug die Augen nicht auf. Es war ja ein so herrlicher, wunderbarer Traum, der sie umfing; sie wollte nicht erwachen.

Und die Stimme, die wohlbekannte geliebte Stimme sprach weiter: „du böses, böses Kind, wie hast du mich geängstigt! Wie lieb wirst du zu deinem Heinz sein müssen, um ihn diese Stunde vergessen zu machen." Ein geliebtes Antlitz beugte sich über sie und bärtige Lippen drückten sich auf ihren kalten, bebenden Mund.

„Mein thörichtes kleines Lisel! Mein süßer, einziger Liebling!" Nun sah sie auf, gerade in die treuen blauen Sterne hinein, in denen es feucht schimmerte. Sie wollte sprechen, fragen; aber Heinz schüttelte lächelnd den Kopf.

„Jetzt nicht, mein Schätzili, mein Lisili! Erst, wenn wir aus dem verwunschenen Walde sind!" Ein helles warmes Rot war ihr bei seiner Anrede ins Gesicht gestiegen; schweigend nahm sie die kräftige Männerhand von ihrer Schulter und schmiegte ihre Wange hinein.

(Schluß folgt).